

Daphne Unruh

# Schatten melodie

 Loewe

Unverkäufliche  
Leseprobe

**Weitere Bände der *Zauber der Elemente*-Reihe  
bei Loewe:**

Band 1: Himmelstiefe

*Band 2: Schattenmelodie*

Band 3: Seerosennacht

Band 4: Blütendämmerung



ISBN 978-3-7855-8566-5

1. Auflage 2016

© Loewe Verlag GmbH, Bindlach 2016

Bereits erschienen als eBook unter dem Originaltitel *Schattenmelodie*

© Daphne Unruh

Lektorat Karla Schmidt und Gisa Marehn

Umschlaggestaltung: Sebastian Runow

Coverbild: Freepik.com

Printed in Germany

[www.loewe-verlag.de](http://www.loewe-verlag.de)

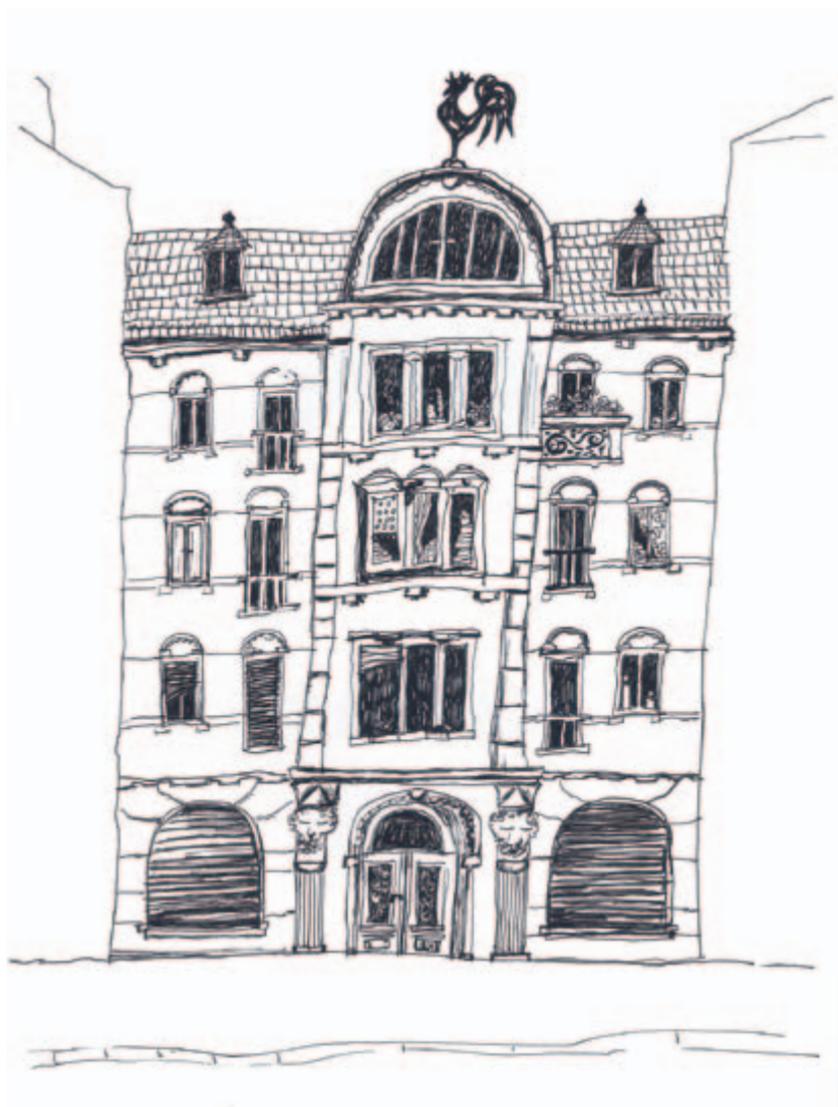
Daphne Unruh

*Zauber der Elemente*

*Schatten  
melodie*







# Prolog

Ich stehe auf dem schmalen und vertrauten Felsvorsprung. Über mir spannt sich dunkelviolett das Universum mit seinen unzähligen Sternen. Vor mir in der Tiefe liegt der Himmel von Berlin. Eine einzelne weiße Blüte schwebt herab. Sie leuchtet in der Dunkelheit. Ihr zartes Klingen wird leiser und leiser, je weiter sie sich nach unten entfernt. Sie verliert sich zwischen den Engeln, die sich wie Nebelschwaden über dem azurblauen Himmel der Stadt bewegen. Doch auf einmal scheint das Klingen der Blüte wieder anzuschwellen.

Nein, es ist nicht die Blüte, es ist eine Melodie, die von unten heraufsteigt. Ich lausche. Sie klingt wunderschön. Ich breite meine Arme aus und lasse mich in die Himmelstiefe fallen, so wie ich es schon viele Male getan habe. Es ist kein atemberaubendes Abstürzen im freien Fall. Es ist, als würde ich mich auf einen fliegenden Teppich legen und wie ein Vogel mit weit gespannten Flügeln hinabgleiten.

Über mir entfernt sich der Abend der magischen Welt. Vor mir tut sich ein klarer Morgen in der Realwelt auf. Ein eisig blauer, aber freundlicher Dezemberhimmel. Ich fliege über die Dächer der Stadt und folge der Melodie. Sie zieht mich mit sich. Sie klingt so traumhaft schön. Am Horizont ein rosa Streifen, aus dem die Sonne hervorbricht wie ein goldener Glutball. Heiß und doch sehr kalt um diese Jahreszeit. Bitterkalt. So kalt, dass ich auf einmal friere. Das kann nicht sein. Etwas stimmt nicht. Ich bin ein Engel und Engel frieren nie.

Plötzlich taumele ich auf einen engen Hinterhof zu wie auf einen dunklen Schlund. Wo ist die Musik? Sie ist noch da. Das beruhigt mich. Aber gleichzeitig beunruhigt mich, dass sie von so einem fins-

teren Ort heraufsteigt. Erschrocken schlinge ich die Arme um meinen Körper. Und als wären sie die ganze Zeit meine Flügel gewesen, stürze ich in die Tiefe. Ich kann auf einmal nicht mehr fliegen und falle, falle in den dunklen Schlund.

Das Bröckeln alter Ziegel und das Klirren von Fensterglas zerstören die Melodie. Die harmonischen Töne werden schrill, ihre Dissonanz sticht mir ins Herz wie ein Dolch, dann entfernen sie sich. Ich glaube zu schreien. Panisch erwarte ich den Aufprall auf Beton. Aber nichts dergleichen geschieht.

Stattdessen ist es auf einmal beängstigend still. Für einen letzten Moment sehe ich, umgeben von schwarzen Wänden, ein Viereck blauen Morgenhimmels, über den weiße Wolkenfetzen rasen. Dann tauche ich ein in vollkommene Schwärze.

Die Schwärze – sie ist NASS! Ein schwarzes Meer, in dem ich ertrinke! Ich kann nichts mehr hören, nichts mehr sehen, spüre nur wilde Panik – Wo bin ich? Was geschieht mit mir?





*Teil 1*

# 1. Kapitel

Ich stand am Fenster meines Turmhauses und sah hinaus.

»Gute Nacht, Neve«, rief eine Studentin leise hinauf, die gerade aus dem Wald kam und dem Weg Richtung Akademie folgte. Ich grüßte zurück.

Laue Abendluft wehte herein. Friedlich lag das Tal mit seinen kleinen Häuschen vor mir. Keiner der Studenten haderte mit seinem Element und sorgte für Unruhe in der Atmosphäre. Selbst Kira schlummerte in ihrem Zimmer unter mir tief und fest. Wenn ich mich genau konzentrierte, konnte ich ihren gleichmäßigen Atem hören. Sie war seit einigen Wochen hier und tat sich besonders schwer damit, in der magischen Welt klarzukommen. Kurz vor ihrer Ankunft hatte sie sich in Tim verliebt, einen Jungen aus ihrer Klasse. Das machte sie zusätzlich zu all den geistigen und körperlichen Veränderungen, die mit ihr vorgingen, zu einem Nervenbündel.

Eigentlich wollte ich an der Übersicht zu den magischen Blasen auf der ganzen Welt arbeiten. Sulannia, die im Rat das Element Wasser vertrat, hatte mich damit beauftragt. Aber ich stand immer wieder von meinem Schreibtisch auf und fand keine Ruhe. Ich hatte Kira versprochen, Tim in der Realwelt zu besuchen und nachzuschauen, wie es ihm ging, weil Kiras Herzschmerz kaum auszuhalten war.

Nachdem ich Kira am magischen See gefunden hatte, war ich vom magischen Rat beauftragt worden, mich um sie zu kümmern. Ich seufzte unwillkürlich. Liebesangelegenheiten verkomplizierten alles. Ich bereute mein Versprechen, Tim aufzusuchen. Kira sollte ihn erst einmal vergessen. Doch wie konnte ich sie dazu bringen?

Die roten Lampionblumen auf den Fensterbrettern von Leos Haus

blinkten zu mir herüber. Leo, Element Feuer, war der Obermacho der Akademie. Und er schien Kira zu verwirren. Nicht, dass er als der große Tröster auftreten und Kira auch noch den Kopf verdrehen würde, schließlich hatte er jede Masche drauf.

Wieso konnte man das Herz von Teenagern nicht einfach eine Weile anhalten, wenigstens so lange, bis sie sich zurechtfinden in der Welt? Danach wäre dann immer noch genug Zeit, um sich mit der Liebe zu befassen.

*Kling*, machte es leise. Eine Blüte landete auf dem Fensterbrett. Sie leuchtete noch ein bisschen. Ich nahm sie auf die Handfläche und betrachtete sie eine Weile. Dann entließ ich sie wieder in die Nacht und schaute zu, wie sie davonschwebte.

Was für ein Glück, einfach ein Engel zu sein. Ein Engel, der über diesen Dingen stand, die in der Herzgegend nur wehtun.

Ich trat vor den Spiegel, strich meine braunen Locken glatt und beobachtete das leichte blaue Flimmern, das aus meinen Augen kam, weil Menschen mit magischen Begabungen Licht durch ihre Augen abgeben. Und da passierte es wieder! Ich sah mich, aber hatte plötzlich den Eindruck, dass für den Bruchteil einer Sekunde nur eine Nebelgestalt von der anderen Seite zurückblickte. So unbestimmt wie die echten Engel, die im Ätherübergang zwischen den Tag- und Nachthimmeln der magischen und der realen Welt schwebten. Sie konnten die Gesichter anderer Menschen annehmen, aber sie hatten keine eigenen.

Erschrocken legte ich die Hände übereinander auf meine Brust. Dahinter war es still. Mein Herz spürte ich schon lange nicht mehr, genau genommen seit sieben Jahren, als ich mit fünfzehn in die magische Welt gelangt und ein Engel geworden war. Normalerweise beruhigte mich das. Es bedeutete, frei von Schmerzen und von Sehnsucht zu sein. Aber was hatte es mit diesen Anfällen auf sich? Würde ich meine menschlichen Eigenschaften irgendwann ganz verlieren und ein Elementarwesen werden?

Aber das wollte ich nicht! Ich wollte ein Engel sein, doch ich wollte ebenfalls Neve bleiben. Neve, die auch ein Mensch war, nur eben befreit von allen Nachteilen, die das mit sich brachte.

Ich tat einen entschlossenen Satz aus dem Sichtfeld des Spiegels und begann, vor mich hin zu summen, um mich zu beruhigen. Ich besaß besondere Fähigkeiten. Ich konnte den Gefühlen der Menschen nachspüren und Zwiegespräche mit ihren inneren Stimmen beginnen, um ihnen zu helfen. Ich konnte mich unsichtbar machen. Ich konnte fliegen. Warum sollte ich mich nicht hin und wieder als Nebelschleier im Spiegel wahrnehmen? Bestimmt war es kein Zeichen, dass ich mich irgendwann auflösen würde. Meine Unruhe musste mit Kira zusammenhängen. Mit der Sorge, meiner Aufgabe als beschützender Engel nicht gerecht zu werden, weil Kira ein schwieriger Fall war. Dabei durfte ich nur nicht zulassen, dass sich ihre Ängste auf mich übertrugen.

Ich fasste einen Entschluss. Es machte keinen Sinn, weiter am Schreibtisch zu sitzen, wenn ich mich nicht konzentrieren konnte. Am besten, ich reiste jetzt gleich in die reale Welt und nicht erst, wie geplant, morgen früh.

In der realen Welt, das hieß in Berlin, war die Zeit bereits um zwölf Stunden fortgeschritten. Es würde also früher Nachmittag sein. Das passte gut. Ich konnte Tim nach Schulschluss vor der Schule abfangen, eine Weile neben ihm hergehen und herausfinden, in welcher Verfassung er war, und dann all die Dinge erledigen, die ich mir vorgenommen hatte: ein bisschen auf dem Wochenmarkt am Kollwitzplatz einkaufen, Kira benötigte noch ein paar T-Shirts, und natürlich würde ich meinen Job machen, jemanden finden, der Hilfe brauchte, und ihm ein paar aufmunternde Worte zuflüstern oder den richtigen Gedanken eingeben.

Gegen Abend, wenn die Staatsbibliothek bereits geschlossen wäre, würde ich dort noch ein bisschen »herumgeistern« und in den alten Karten stöbern oder in dem Buch weiterlesen, das ich beim letzten Mal zufällig entdeckt hatte. Es handelte sich um einen Roman aus

dem 18. Jahrhundert, der noch nie ausgeliehen worden war. Er hieß *Welt hinter der Welt* und schien die magische Welt zu beschreiben. Solche Romane stammten nie von Eingeweihten mit magischen Kräften, sondern von Leuten, die Ahnungen hatten, vielleicht Eingeweihte gekannt hatten, ohne es zu wissen, oder doch mal ins Vertrauen gezogen worden waren, an magische Blasen glaubten oder auch nicht glaubten und dann die Sache in Büchern verarbeiteten.

Ich öffnete meinen Kleiderschrank und wählte dicke Wollstrumpfhosen, einen Rock aus warmem Cord, einen Rollkragenpullover und eine gefütterte Weste. In Berlin war es Ende Oktober und die Temperaturen sanken in der Nacht bereits unter null Grad. Als Engel spürte ich zwar keine Kälte und keine Hitze und trug am liebsten meine leichten Sommerkleider, aber wenn ich in der Realwelt einkaufen ging und vorhatte, sichtbar zu sein, dann würde das bei den Temperaturen einen seltsamen Eindruck machen.

In meinem Portemonnaie befanden sich nur noch fünfzig Euro. Ich brauchte neues Geld. Meine Bankkarte trug das Motiv des magischen Waldes mit den weißen Blüten. Niemand in der Realwelt würde sie für eine Bankkarte halten, trotzdem konnte ich mich damit an allen Bankautomaten der Stadt bedienen. Natürlich durfte ich nicht maßlos Geld ausgeben. Pio, der den einzigen Computer mit Internetanschluss der Akademie besaß und außerdem die Chroniken der magischen Welt hütete, wachte über die Finanzen der magischen Welt und prüfte die Einnahmen und Ausgaben. Kam ihm dabei etwas seltsam vor, meldete er sich sofort.

Ich steckte zwei Einkaufsbeutel in meine Umhängetasche, schloss das Fenster, sah noch einmal nach Kira, die friedlich schlief, und machte mich auf den Weg.

Ich liebte Spaziergänge durch den nächtlichen Wald. Sein Blätterdach war undurchdringlich und schloss den Mond und die Sterne aus. Die Bäume wirkten wie ein schwarzer Scherenschnitt auf dunkelgrauem

Grund. Das normale menschliche Auge hätte die Hand vor Augen nicht gesehen. Doch ich konnte alles gut unterscheiden. Wenn ich etwas nah vor mein Gesicht hielt, konnte ich auch die Farben erkennen.

Mein Weg führte mich ein paar Schritte am magischen See entlang, der tiefblau und teilweise bedeckt von Blüten im Mondlicht schimmerte. Ich hörte in der Ferne das Wispern der Salamander am Feuerdurchgang und vernahm ein Stück weiter das Lachen der Sylphen am Winddurchgang. Das letzte Stück bis zum Ätherdurchgang lag wieder in absoluter Dunkelheit unter den Bäumen. Ich begegnete niemandem. Die Nacht war schon zu weit fortgeschritten.

Dann lichtete sich der Wald und ich stand auf dem Felsvorsprung, von wo aus ich in die Stadt kam. Unter mir breitete sich ein milchiges Grau aus; in Berlin war der Himmel bedeckt. Fiel etwa schon der erste Schnee?

Wenn über der Stadt eine graue Wolkendecke hing, konnte man die Engel, die den Durchgang bewachten, kaum von ihr unterscheiden. Hörten sie auf, sich zu bewegen, sah man sie gar nicht mehr.

Ich drehte mich auf den Fersen und ließ mich einfach rücklings in den Abgrund fallen. Es war immer, als würde ein weich schwingendes Netz meinen Sturz auffangen. Ich schwebte hinab wie eine der unzähligen Blüten im magischen Wald, sah zu, wie mein Körper seine Sichtbarkeit verlor und zu Wolkennebel wurde, genau wie der Nebel, aus dem die echten Engel bestanden. Wenn ich sie erreichte, spiegelten sie manchmal mein Gesicht und schnitten aus Spaß Grimassen.

*Schönen Tag, Neve*, flüsterte einer von ihnen. Das Flüstern hörte ich nur in meinem Kopf. Dieser Engel war immer da, wenn ich den Durchgang passierte, nahm stets die Gestalt einer Frau an und hatte mir einmal seinen Namen verraten: Lilonda. Ich weiß nicht, wo er ihn herhatte. Vielleicht stammte er von einem ätherbegabten Menschen vor vielen Hundert oder Tausend Jahren. Manchmal wollte Lilonda auch etwas über mein Leben wissen, mit wem ich in der magischen

Welt gerade zusammenlebte oder wen ich heute besuchen würde. Diesmal jedoch fragte sie nichts. Ich bedankte mich bei ihr mit einem Nicken, sie zwinkerte mir mit meinem eigenen Gesicht zu, und schon durchstieß ich die Wolkendecke, verlor den nachtschwarzen Himmel der magischen Welt über mir aus den Augen und steuerte, umgeben von Wirbeln dicker Schneeflocken, auf die Dächer der Stadt zu.

Als Erstes flog ich an der großen runden Kugel des Fernsehturms vorbei. Ich sah durch die Panoramascheiben der Aussichtsplattform, welche Sorten Kuchen es heute im Telecafé in der oberen Etage gab. In der Vitrine standen eine Erdbeertorte, eine Sachertorte und einige Stücke Käsemohn vom Blech.

Es musste ein eisiger Wind wehen. Die Passanten auf dem Alexanderplatz zogen ihren Kragen hoch, hielten sich den Mantel zu, trugen eine Mütze und hatten den Kopf gesenkt. Die Weltzeituhr zeigte vierzehn Uhr.

Ich glitt die Prenzlauer Allee entlang, genau über den Gleisen der Straßenbahn, und flog mit ihr um die Wette. An der Danziger Straße bog ich rechts ab, dann nach links in die Greifswalder, trudelte vor den Wohnblöcken aus den 30er-Jahren, die auf der rechten Seite in Sicht kamen, ein wenig aus und kam schließlich unter einem Torbogen, der zu den Innenhöfen führte, zum Stehen. Ich wurde sichtbar und klopfte mir den Schnee von Ärmeln und Weste. Ich hätte doch schon einen Mantel anziehen sollen.

Eine Weile würde ich meine Gestalt behalten, um neue Kräfte für die nächste Phase zu sammeln, in der ich mich komplett zum Verschwinden bringen konnte. Anfangs hatte ich es nur eine Minute lang geschafft. Inzwischen konnte ich den unsichtbaren Zustand etwa eine halbe Stunde beibehalten. Wenn ich sehr ausgeruht war und mich besonders konzentrierte, auch ein paar Minuten mehr. Danach brauchte ich jedoch eine längere Pause.

Am Ende der Straße befand sich das Gebäude, in dem Tim zur

Schule ging, und nahm deren ganze Breite ein. Ich lief gemütlich darauf zu und hoffte, Tim bald zu erwischen.

Noch hatte ich keine Ahnung, dass dieser kleine Ausflug der Auftakt dafür sein würde, mein wohlsortiertes Leben völlig auf den Kopf zu stellen.

## 2. Kapitel

Bald verließen Trauben von Schülern nach der siebten Stunde das Schulgebäude, aber Tim war leider nicht dabei. Da jeder einzelne Schüler in der zwölften Klasse einen anderen Stundenplan besaß, ließ sich auch über das Sekretariat nicht herausfinden, wann er Schluss hatte. Also wartete ich noch ein paar Minuten, um wieder genügend Kräfte für eine Verwandlung beisammenzuhaben, löste mich dann auf und begab mich auf die Suche durch die wenigen Klassenzimmer, in denen noch Unterricht stattfand.

Leider hatte ich kein Glück. Tim befand sich nicht in der Schule. Vielleicht war irgendetwas ausgefallen oder er war heute gar nicht aufgetaucht. Vielleicht hatte er eine Erkältung.

Das Bett in seiner Wohnung war jedoch ordentlich gemacht und von Tim keine Spur. Auch in der Zeitungsredaktion konnte ich ihn nicht finden. Wahrscheinlich würde ich Kira enttäuschen müssen. An einem Nachmittag in einer Großstadt konnte er überall und nirgends sein.

Doch dann entdeckte ich ihn auf dem Weg zum Kollwitzplatz bei Jonnys Frittenbude am Mauerpark und erkannte ihn sofort. Mir fiel spontan auf, dass es seine warme und offenherzige Ausstrahlung war, die ihn so gut aussehend machte.

Ich gesellte mich zu ihm an seinen Stehtisch. Meinen Zustand der Unsichtbarkeit würde ich noch circa zehn Minuten aufrechterhalten können.

Jonny kam und stellte ihm einen Glühwein hin. »Geht bei der Kälte aufs Haus.«

»Danke dir«, sagte Tim. »Hast du mal was von Kira gehört? Ihr kennt euch doch gut«, fragte er Jonny.

Jonny schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, alter Freund. Aber ich sag dir was, mit Kira, da hast du ein besonderes Mädchen.«

»Ich weiß«, antwortete Tim und trank ein paar Schlucke.

»Mach dir nicht zu viele Gedanken. Sie muss sich finden, dann wird sie wiederkommen. Sie ist nicht der Typ, auf den man aufpassen muss, weißt du.«

»Ich hoffe, du hast recht.«

»Natürlich habe ich recht!« Jonny machte eine ausholende Geste und grinste.

Ich wich ein Stück zurück, damit ich seine Hand nicht abbekam. Sie würde einfach durch mich hindurchrauschen, wenn ich unsichtbar war, aber in diesem Zustand mit stofflichen Dingen in Berührung zu kommen, war ein Gefühl, das ich nicht mochte.

»Keine Fritten heute? Die Liebe, die Liebe, sie schlägt einem auf den Magen«, sinnierte Jonny und kletterte zurück in seine Bude.

Tim zerknüllte seinen Pappbecher. »Nein, nein, ich bin nachher noch mit Luisa verabredet, Kiras bester Freundin. Und es gibt Eierkuchen.«

»Du hoffst, dass sie was weiß. Ich hoffe mit dir!« Jonny hielt beide Daumen hoch, während Tim die Hand zum Gruß hob.

Dann sah Jonny auf einmal in meine Richtung und machte eine Geste, so als wollte er sich auch von mir verabschieden. Erschrocken prüfte ich, ob ich bereits wieder sichtbar wurde. Manchmal vergaß ich, in welchem Zustand ich mich gerade befand. Und das barg immer eine gewisse Gefahr. Im Moment aber war von mir nichts zu sehen.

Jonny wandte den Blick wieder ab und begann, Kartoffeln zu schälen. Tim hatte sich bereits einige Schritte entfernt und ich folgte ihm.

»Gott behütet dich«, rief Jonny ihm hinterher, in diesem bestimmten, wissenden Ton. Wahrscheinlich war er einer dieser Typen, die Leute wie mich irgendwie wahrnehmen konnten. Solche Menschen gab es und sie waren mir ein wenig unheimlich.

Es war jetzt höchste Zeit für mich, eine Pause einzulegen. Ich schwang mich hinauf, über die Baumwipfel des Mauerparks, und suchte mir ein ruhiges Plätzchen, um ungesehen sichtbar zu werden. Ich wollte ein paar Einkäufe erledigen und mich anschließend auf den Weg zu Luisa machen.

Ich hatte nicht damit gerechnet, welche Wirkung frisch gebackene Eierkuchen mit Erdbeermarmelade und Malzkaffee auf mich haben würden. Auf einmal wünschte ich, ich könnte den herrlichen Duft riechen, den alles zusammen ergab. Seltsam, es war zum ersten Mal seit Jahren, dass ich einen Geruch vermisste. Heute war wohl insgesamt ein komischer Tag. Bis eben war ich durchs Kaufhaus gestreift und hatte mich nicht mal dazu durchringen können, ein schlichtes weißes T-Shirt zu kaufen. Und nun drückte mir die Atmosphäre in Luisas Wohnung auf mein Gemüt. Sie fühlte sich so heimelig an. Genau so eine Stimmung hatte geherrscht, wenn meine Oma in der alten Küche des Forsthauses Eierkuchen für mich gebacken hatte.

Ich lehnte im Türrahmen zur Küche und beobachtete Luisa und Tim, die am Küchentisch saßen. Luisa stocherte an einem letzten Stück Eierkuchen herum, während Tim noch fast einen ganzen auf dem Teller hatte und redete und redete. Sie waren schon eine Weile beim Thema Kira, die seit Wochen weg war und beiden bisher nur eine E-Mail geschrieben hatte.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass sie dir als bester Freundin nicht vorher angedeutet hat, dass sie abhauen will. Indien! Ich meine, das kann man doch nicht von heute auf morgen durchziehen. Das

muss man planen!«, sagte Tim und fuchtelte mit seiner Gabel in der Luft herum.

Luisa steckte das letzte Stückchen Eierkuchen in den Mund und seufzte. »Ja, dachte ich auch. Aber mein Vater, der ist früher auch von zu Hause abgehauen, spontan in einen Flieger gestiegen und los.«

»Aber das war bestimmt nur nach Italien oder so.«

»Nee, nach Afrika.«

»Trotzdem, traust du Kira so was überhaupt zu? Ich meine, ihr kennt euch schon ziemlich lange.«

»Na ja, früher vielleicht nicht, aber in letzter Zeit, da hat sie sich irgendwie verändert.« Luisa machte ein nachdenkliches Gesicht. »Allerdings ...«

»Allerdings was?«, hakte Tim hoffnungsvoll nach.

Luisa sah ihn mit ihren großen braunen Augen an und zuckte mit den Schultern. »Ich verstehe nicht, warum sie abgehauen ist, obwohl sie dich gerade kennengelernt hat!«

»Na ja, unser erstes Date war nicht so toll. Ich hab sie angeschrien am Schluss. Dabei hab ich gar nicht sie gemeint! Ich war nur so erschrocken. Alles kam so überraschend.« Tim wirkte aufgewühlt.

»Aber was ist denn genau passiert?«, wollte Luisa wissen und mir wurde klar, dass Kira es ihr mit Sicherheit nicht genau erzählt hatte. Ein Bett in Brand stecken und dann ein riesiges Aquarium daraufschmeißen. Das klang zu verrückt.

Tim wand sich. Auch er wollte es nicht erzählen, aber es war klar, dass dieses Erlebnis mit seiner Vermutung zusammenhing, dass die Sache mit Indien nicht stimmte.

Er stand auf, atmete tief durch und trat ans Fenster. »Und ihre Chatfreundin, diese Atropa, hat ganz sicher ›Humboldthain‹ gesagt?«

Luisa stand auch auf. »Meinst du, sie hat sich da verkrochen und schreibt von dort E-Mails?«

Tim drehte sich zu ihr um und antwortete ernst: »Irgendwie schon.«

Luisa machte ein mitleidiges Gesicht, griff nach Tims rechter Hand

und nahm sie in beide Hände. »Mach dir nicht so viele Sorgen. Ich bin schon sauer, dass sie abgehauen ist. Aber sie kommt zurück, glaub mir.«

Jetzt klang sie tatsächlich wie eine Therapeutin. Von Kira wusste ich, dass sie Psychologie studieren wollte. Sie lächelte Tim schüchtern an. Tim lächelte zurück.

Ich hörte einen Schlüssel im Schloss der Wohnungstür und verflüchtigte mich schnell ins Badezimmer. Ich wollte nicht, dass Luisas Vater Matthias mich dabei antraf, wie ich in seiner Wohnung Luisa und Tim belauschte. Das wäre zu peinlich. Er war ebenfalls mit dem Element Äther begabt, wovon Luisa keinen Schimmer hatte.

Schon vernahm ich seine Stimme. Matthias wünschte Tim und Luisa einen guten Abend und stieg sofort ins Gespräch ein, als Tim sagte: »Du hast gesagt, sie hat von einem unterirdischen See gesprochen, wo sie Atropa aufsuchen soll. Das klingt alles andere als belanglos. Was auch immer es bedeutet, ich werde dort anfangen zu suchen.«

»Junge, beruhige dich wieder und fantasiiere dir nichts zusammen. Man kann nicht einfach in die Berliner Kanalisation ein- und aussteigen, wie man lustig ist. Du nicht und auch deine Freundin nicht. Akzeptiere lieber, dass sie abgehauen ist. Wahrscheinlich hatte sie gute Gründe dafür. Ich hab das auch damals getan mit siebzehn.«

Und dann begann er, die Geschichte seiner Jugend zu erzählen, und ich hoffte, dass er Tim überzeugte und ihn von der fixen und sehr gefährlichen Idee abbrachte, sich in der Kanalisation unter dem Humboldthain umzusehen.

Auf einmal wusste ich, wie ich Kira dazu bringen konnte, Tim eine Weile zu vergessen. Tim und Luisa. Ich meine, sie hatten sich zur Begrüßung umarmt und dann hatte ich sie Händchen haltend gesehen. Genau das würde ich erzählen. Es war keine Lüge, aber Kira würde ihre eigenen Schlüsse draus ziehen. Sie würde wütend sein, doch irgendwann verrauchte die Wut. Und wenn sie sich wiedersahen, dann würde sich ja alles aufklären. Bis dahin aber hätte sie den Kopf frei.

Draußen war es inzwischen dunkel. Schon im Treppenhaus wurde ich wieder sichtbar, ohne dass ich die Verwandlung noch hätte aufhalten können. Ich fühlte mich erschöpft. Zum Glück hatte noch niemand die Eingangstür des Hauses abgeschlossen. Ich schlüpfte hinaus.

Der Asphalt war jetzt mit einer dünnen Schicht Schnee bedeckt. Eiligen Schrittes lief ich zum Kollwitzplatz. Die Marktbudenbesitzer räumten ihre Waren zusammen, die Stände für Obst, Gemüse und Käse wurden bereits abgebaut. Ohne zu überlegen, griff ich nach dem letzten Glas Erdbeerkonfitüre, welches eine Händlerin, die Marmeladen, Honig und handgepresste Fruchtsäfte verkaufte, gerade in eine Kiste tun wollte, und kaufte es.

Okay, ich hatte alles erledigt und konnte mich auf den Weg in die Staatsbibliothek machen. Doch statt loszugehen, lehnte ich mich an einen Baum und schaute zu, bis der letzte Marktverkäufer seine Artikel im Auto verstaut hatte und davonfuhr. Sollte ich es wirklich so darstellen, dass Luisa und Tim dabei wären, sich ineinander zu verlieben? Wäre das nicht gemein? Obwohl natürlich eine gewisse Möglichkeit bestand, dass sie sich tatsächlich füreinander interessierten. Allerdings, na ja, so wie Tim sich Luisa gegenüber verhalten hatte, war die sehr gering. Er schien Kira wirklich zu lieben. Ach, es wäre einfach zu Kiras Bestem. Ich würde ihr nur sagen, sie hätten sich die Hände gehalten, und mehr nicht.

### 3. Kapitel

Eine Bewegung in der Atmosphäre um mich herum riss mich aus meinen Grübeleien.

Immer wenn jemand bepackt mit einem Problem und verhedder-

ten Emotionen in meine Nähe kam, schien das gleichmäßige Muster der Moleküle in der Luft in Unordnung zu geraten. Und diesmal spürte ich das besonders stark.

Ein Mädchen oder eher eine junge Frau, ein paar Jahre jünger als ich, vielleicht im selben Alter wie Kira, ging an mir vorüber. Sie hatte einen schleppenden Schritt, als wenn sie etwas Schwergewichtiges hinter sich herzog. Eine graue Wollmütze saß schief auf ihrem Kopf. Ihre Haare waren hellblond und flossen über ihren Filzmantel. Sie hatte mehrere Schichten Kleidung übereinander angezogen: Leggings, Stulpen, zwei Wollröcke in unterschiedlichen Längen, und aus ihrem Mantel schauten drei Bündchen verschiedener Pullover und Shirts hervor – alles in unterschiedlichen Grautönen.

Nur ihr Schal leuchtete tiefrot und sah aus wie selbst gestrickt. Ihr schwarzer Stoffbeutel war wild beschrieben mit silbernen und roten Buchstaben, dazwischen zahllose Farbflecke und Kleckse, als hätte man einen Füllfederhalter mit der Spitze zu lange auf Löschpapier gehalten. Ich hatte mich etwas erholt, konzentrierte mich, bis von mir nichts mehr zu sehen war, und folgte der jungen Frau.

Ihre Stimmung wurde von einer Hoffnungslosigkeit dominiert, die mich erschreckte, die aber gemischt war mit einem Trotz, der mich wiederum beruhigte. Ihr Trotz wirkte kalt und scharfkantig, aber er signalisierte Kraft; Kraft, um auszubrechen aus einem inneren Kerker, in den sie irgendetwas hineingetrieben hatte. Ich bewegte mich durch ihre Emotionen wie durch einen zähen Brei und versuchte, etwas Konkretes zu fassen zu bekommen, worauf ich reagieren konnte.

*Die können mich alle mal!* Der Gedanke schoss wie ein Blitz durch das dunkle Gewölk ihres Gemütes.

Wer, alle?, fragte ich, ohne dass sie die Frage hören konnte, weder außen noch in ihrem Innern. Trotzdem folgte eine Antwort:

*Meine Mutter, mein Vater, die ganze Welt ... sind doch alle krank.*

*Alle?*

*Alle! Na ja, fast ... Es gibt Leute, die in Ordnung sind. Aber ich spreche nicht mit ihnen.*

*Warum nicht?*

*Sie sind zu alt für mich. Sie würden mich niemals ernst nehmen.*

*Wer zum Beispiel?*

*Tomaso – er ist in Ordnung. Aber er ist auch ein Idiot. Vielleicht würden meine Eltern mehr auf die Reihe kriegen, wenn es ihn nicht gäbe. Vielleicht wären wir dann aber auch schon längst tot.*

Ich hätte gern erfahren, wer Tomaso ist, aber die Frage konnte ich ihr als innere Stimme nicht stellen, denn sie selbst wusste es ja.

Sie warf das eine Ende des roten Schals, der ihr über die Schulter gerutscht war, mit wütender Geste nach hinten und wandte ihren Kopf plötzlich ruckartig zu der Seite, an der ich neben ihr herlief. Reflexartig entfernte ich mich ein Stück. Hatte sie mich bemerkt? Nein, das konnte nicht sein. Selbst nur einen Menschen am Tag zu treffen, der eine Begabung dafür hatte, unsichtbare Leute wahrzunehmen, war etwas sehr Seltenes. Zwei waren einfach zu unwahrscheinlich.

Die junge Frau ging noch ein paar Schritte, dann wechselte sie die Straßenseite und steuerte auf die Toreinfahrt eines Hauses zu.

Ich hatte mich so auf sie konzentriert, dass ich gar nicht auf den Weg geachtet hatte. Wir waren am Wetterplatz angelangt, dem Ende einer Sackgasse, die Wetterstraße hieß. Hier wurde sie zu einer Einbahnstraße und führte in einer Schlaufe um eine kleine Insel mit Bäumen, einer Bank und Rasen. Drumherum standen aneinandergereiht schmucke, sanierte Häuser, die Anfang des 20. Jahrhunderts gebaut worden waren.

Nur das Haus, dessen großes, schweres Tor sie jetzt aufstemmte, war noch nicht restauriert worden. Wie ein Schmutzleck duckte es sich zwischen seinen schicken Nachbarn in Mintgrün, Cremeweiß und Zartrosa, schien von ihnen zusammengedrückt zu werden, als wollten sie es in eine zweite Reihe drängen. Das Dach besaß einen recht hohen Giebel. Statt einfacher Dachluken hatte es zwei richtige Gauben

mit kleinen Fenstern und in der Mitte ein großes, halbrundes Fenster, über dem ein verrosteter Wetterhahn thronte. Wahrscheinlich stand er in Zusammenhang mit dem Namen des Platzes.

Einige Balkone waren abgebrochen und die Balkontüren notdürftig mit rostigen Geländern versehen worden. Die Fassade war rußigdunkelgrau. Überall bröckelte der Putz. Nur an einigen Stellen ließ sich noch erkennen, dass das Haus einst ein schönes Jugendstilmotiv geschmückt haben musste.

Die meisten Fenster starrten vor Dreck und die Wohnungen dahinter schienen unbewohnt. Die großen Bogenfenster im Erdgeschoss waren mit maroden, ehemals grün gestrichenen Holzjalousien verammelt. Durch die Löwenköpfe links und rechts neben dem Eingangstor, die auf schlichten Säulen ruhten, wirkte der Eingang fast gespenstisch.

Mit einem lauten Klick fiel die schwere Tür hinter uns ins Schloss. Augenblicklich umgab uns Finsternis. Die junge Frau zog ein Handy aus der Jackentasche hervor und knipste die eingebaute Taschenlampe an. Hier drinnen sah es nicht besser aus als draußen: zerbeulte Briefkästen, von denen die meisten aufgebrochen waren. Überall lag Werbemüll herum.

Wir stiegen hinauf in die zweite Etage. Mit einem alten Schlüssel, den die meisten Leute heutzutage nur noch für Kellerräume oder Schuppen benutzen würden, schloss sie die Wohnungstür auf der linken Seite auf. Ich huschte mit hinein ... und verflüchtigte mich erschrocken hoch zur Decke. Denn in diesem Flur gab es so gut wie keinen Platz. Er ähnelte eher einem bis auf den letzten Zentimeter zugestellten Gerümpellager denn einem Wohnungsflur.

»Grete?«, hörte ich die Stimme einer Frau hinter einer angelehnten Tür.

»Ja«, murmelte Grete, nahm die Mütze ab, zog den Mantel aus und legte beides auf einen Stapel alter Zeitschriften, der etwas höher war

als sie selbst und jeden Moment umzukippen drohte. Mir fielen ihre Augen auf. Sie hatten ein ungewöhnliches Blau, fast ein Türkis.

In der Küche und den drei Zimmern sah es ähnlich aus wie im Flur. Die Räume glichen einem Möbellager in einem Laden für Antiquitäten und Bücher. Schmale Pfade schlängelten sich zwischen unzähligen Dingen hindurch, so vielen, dass das Auge sie nicht mit einem Mal erfassen konnte.

Im Erkerzimmer saß eine kleine, rundliche Frau auf einem Sofa vor dem Fenster, hatte ein Buch auf dem Schoß und trank aus einer angeschlagenen Porzellantasse Tee. Hinter ihr waren die Fensterscheiben halb mit Büchern zugestellt.

Grete gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Hallo, Mama.«

»Wie geht's dir?«

»Gut. Ich hab Hunger.«

»Viktor hat nichts eingekauft. Und Geld kommt erst wieder morgen aufs Konto. Aber wir haben noch Chinanudeln. Davon kannst du dir eine Schüssel machen.«

Grete verließ wortlos den Raum, öffnete die nächste Tür und rief ein »Hallo« hinein. Eine männliche Stimme antwortete. Auf dem Bett – dem einzigen freien Platz in diesem Zimmer – saß ein Mann, der augenscheinlich Gretes Vater war, und tippte in einen Laptop. Neben ihm stand eine halb leere Flasche Wein auf dem Boden.

»Diesmal wird es ein Bestseller, ich weiß es. Dann wird die Zicke im Jobcenter hoffentlich endlich begreifen, warum man mich in kein Callcenter stecken sollte. Aber ich muss mich grad echt konzentrieren.«

*Für Wein hat er natürlich immer Geld, dieser Versager. Vielleicht sollte ich »die Zicke« davon mal in Kenntnis setzen,* traf mich ein Gedanke von Grete, während sie die Tür wieder schloss und durch die Tür gegenüber das kleinste Zimmer betrat. Es ging auf den Hof hinaus. Hier passten nur ein schmales Bett und ein winziger Schreibtisch hinein, aber das Chaos war weniger groß. Allerdings war der Raum sehr düs-

ter, da die Wände schwarz angemalt waren, schwarz mit weißen und roten Farbflecken in diversen Größen, die aussahen wie die Tintenflecke auf dem Stoffbeutel.

Grete schmiss ihn aufs Bett und bahnte sich einen Weg in die Küche. Dort quoll der Mülleimer bereits über von leeren Verpackungen von Chinanudeln. Sie angelte die letzte volle Packung aus dem Hängeschrank über der Spüle, drehte sie einmal in den Händen und warf sie wütend zu dem Müll. Dann trat sie ans Fenster und starrte in das schwarze Nichts des Hinterhofes.

Er war winzig, umschlossen von einem schmalen Seitenflügel an der linken Seite des Hauses, nach hinten von der Rückseite einer Remise, die bis zur zweiten Etage reichte und dahinter den Blick auf ein benachbartes Haus freigab, und rechts von einer nicht verputzten Brandmauer des Nachbarhauses, der schon einige Ziegel fehlten.

Hui, da hatte ich wohl einen größeren Fall aufgegabelt. Nicht nur Grete, sondern die ganze Familie brauchte meine Hilfe. Das war klar. Ich würde eine Weile regelmäßig herkommen müssen. Langsam ließ meine Konzentration nach. Gleich würde ich wieder sichtbar werden. Also zog ich einen der neun Fünf-Euro-Scheine aus dem Portemonnaie, die mir die Verkäuferin als Wechselgeld für die Marmelade gegeben hatte, und legte ihn halb unter eine Kaffeetasse, die auf dem Fensterbrett stand. Er war ebenfalls noch unsichtbar. Ich hoffte, Grete würde ihn entdecken, sobald ich mich im Hausflur wieder materialisierte.

Ich lehnte mich in dem dunklen Treppenhaus an die Wand, von der die Farbe großflächig abblätterte, und empfand eine ungewohnte Schwere im ganzen Körper. Sie schien nicht nur von meiner Begegnung mit Grete und ihren Eltern zu kommen, sondern von dem ganzen Haus. Waren sie die Einzigen, die diese Ruine noch bewohnten? Die Türen der Wohnungen in der ersten Etage und gegenüber in der zweiten hatten keine Namensschilder. Ich war so erschöpft von die-

sem Tag, dass ich am liebsten sofort nach Hause geflogen wäre, aber ich musste mich erst regenerieren, um die Reise antreten zu können.

Wahrscheinlich war es das Beste, mich auf den Weg in die Bibliothek zu machen und dort zwischen den Büchern ein wenig zu entspannen. Doch statt die Stufen hinunterzusteigen und das Haus zu verlassen, stieg ich lautlos hinauf in die oberste Etage. Es hatte nur drei Stockwerke, eins weniger als üblich im Prenzlauer Berg. Deswegen schaute das alte Gemäuer noch hilfloser zwischen den anderen aus.

Hier oben schien ebenfalls jemand zu wohnen. Zumindest stand ein Name an der Tür, handgeschrieben auf einen relativ neuen Zettel, angepinnt mit einer Reißzwecke:

*T. Wieland*

Ich nahm die letzten Stufen bis auf den Dachboden. Die Tür war nur angelehnt, weil sie wegen einer halb herausgebrochenen Türangel nicht mehr in den Türrahmen hineinpasste. Ich erschrak, als sie beim Öffnen laut in die Stille hineinquietschte. Einen Moment lauschte ich, aber nichts regte sich im Haus.

Vor mir tat sich ein unwirklicher Anblick auf. Links und rechts standen ein paar mit weißen Laken abgedeckte Möbel, wie in einem Schloss, das gerade verkauft worden war. Staub von Jahrhunderten schien darauf zu lagern. Geradeaus, vor dem großen halbrunden Fenster, das von hier drinnen größer aussah, befand sich ein altes Eisenbett, vollständig mit Matratze und einem Überwurf aus altem Leinen.

Vor dem Fenster bewegten sich die Äste der Bäume. Ein paar Schneeflocken wirbelten durch die Luft, und während ich ihnen zusah, riss der Himmel auf und ein großer weißgoldener Mond kam hervor. Eine Weile stand ich versunken da und betrachtete das Schauspiel. Die Wolken zogen sich weiter auseinander, bis der Mond

vollständig in den Wipfeln der Bäume zu hängen schien. Das Bett davor erweckte den Eindruck, als wäre es bereit, abzuheben und in den Himmel zu fliegen, sobald jemand das Fenster öffnete. Ich trat näher. Es war von feinen Spinnennetzen eingewebt, viele Jahrzehnte hatte es niemand mehr geöffnet. Der Überwurf auf dem Bett hingegen war staubfrei, als käme manchmal jemand hierher – vielleicht Grete.

Ich setzte mich auf das Bett und schaute ein bisschen aus dem Fenster, erstaunt, in diesem baufälligen Gebäude so einen verwunschenen Ort vorzufinden.

## 4. Kapitel

Zuerst glaubte ich, ein ganz leises Klingeln zu hören, was niemand mit normalen Ohren wahrnehmen könnte. Ich dachte an die Blüten im magischen Wald. Dann sah ich hinaus auf die Schneeflocken vor dem Fenster, doch die gaben natürlich keine Musik von sich, und dann erst erkannte ich, dass es Klänge von einem Klavier sein mussten. Ich lauschte angestrengt. Ein Klavier war eigentlich nichts Ungewöhnliches. Nur würde ich es normalerweise viel lauter und deutlicher wahrnehmen, selbst wenn es in einem der Nebenhäuser stünde. Aber das war nicht mal das, was mich beschäftigte. Mich faszinierte das Stück. Zuerst versuchte ich, die Melodie einem Komponisten zuzuordnen – mit klassischer Musik kannte ich mich aus, ich liebte sie, besonders Chopin, Brahms und Grieg. Aber diesen Komponisten hatte ich noch nie zuvor gehört. Das Stück brach immer wieder ab – jedes Mal an derselben Stelle, als wenn jemand probte und dort aufgab oder die Noten nicht mehr vorhanden wären.

Ich bewegte mich leise in die dunklen Tiefen des Dachbodens hinein, bog um die Ecke und befand mich jetzt über dem kleinen Seitenflügel, der kein eigenes Treppenhaus besaß. Ich lauschte an der Brandschutzwand zum Nachbarhaus und legte mein Ohr auf die Boddendielen. Die Melodie verstummte, fing von Neuem an, dann versuchte der Spieler, sie zu variieren. Ich hörte sie, aber sie schien nicht aus dem Nebenhaus zu kommen und auch nicht von unten. Sie klang wie aus weiter Ferne. Dennoch war ich sicher, dass sie aus der Nähe kam. Ich schlich hinüber zu der Brandwand des Nachbarhauses zur Rechten. Hier hörte ich fast nichts mehr. Es kam also doch von der anderen Seite. Oder vom Hof? Ich spähte durch eine Gaube, die nach hinten hinausging. Doch das Nachbarhaus stand zu weit weg. Mit Konzentration würde ich ebenfalls hören, wenn dort jemand Klavier spielte, aber es würde viel leiser und dennoch klarer sein.

Ich war verwirrt. Inzwischen klangen sehr vertraute Töne an mein Ohr. Der verborgene Pianist spielte den ersten Teil der *Mondscheinsonate*, das *Adagio sostenuto*. Konnte er oder sie den Mond vielleicht genauso gut sehen wie ich hier oben? Dann folgten kurz nacheinander, manchmal nur angespielt und ineinander übergehend, Chopins *Nocturne op. 9*, Tschaikowskys *Thema* aus dem Ballett *Schwanensee*, Smetanas *Moldau*, Griegs *Morgenstimmung* und wieder ein Teil aus der *Mondscheinsonate*. Das Spiel hatte etwas Gehetztes, Ängstliches, fast Flehendes. Da betätigte sich ein Talent, ein besonderes Talent, daran bestand kein Zweifel. Ich besuchte oft Leute, die Klavier spielten. Nicht die berühmten, sondern die, die ich im Vorbeigehen hörte und deren Spiel mich berührte, nicht weil sie Profis waren, sondern weil sie es mit ihren persönlichen Emotionen aufluden.

Ich lehnte an der Brandmauer aus alten Ziegeln und lauschte. Erneut hörte ich die besondere Melodie, die immer wieder abbrach. Vielleicht war es eine eigene Komposition? Ich musste ihren Schöpfer finden.

Ich öffnete eins der Gaubenfenster einen Spaltbreit, wartete einige Sekunden, bis ich dem Staub auf den hundert Jahre alten Dielen ähnelte, und verflüchtigte mich hinaus in die Nacht. Die Musik kam weder aus den Nebenhäusern noch aus anliegenden oder gegenüberliegenden Häusern. Immer wenn ich mich von dem alten Haus am Wetterplatz 8 entfernte, verlor sich auch das Klavierspiel. Auf dem Hinterhof stand nur eine Birke, die in seiner düsteren Enge traurig wirkte. Die Remise war eine Werkstatt und die Keller hatten trübe Fenster, hinter denen sich schwarze Leere ausbreitete. Doch oben im dritten Stock brannte jetzt ein Licht. Ich glitt weiter hinauf, an Gretes Fenster vorbei – sie schlief, mit einem kleinen friedlichen Lächeln auf den Lippen.

Die Wohnung unter dem Dachboden war zunächst nicht infrage gekommen, denn dann hätte ich alles selbst mit normalem Gehör überdeutlich hören müssen. Doch von hier draußen fiel mir ein zugemauertes Fenster im Seitenflügel auf. Der Seitenflügel hatte in jeder Etage ein großes Fenster, das jeweils zu einem Hinterzimmer gehörte. In der dritten Etage existierten nach außen zwar noch die Fensterscheiben und der Rahmen, aber dahinter befand sich eine Mauer. Ich suchte nach einer Öffnung, durch die ich in die Wohnung gelangen konnte. Das schmale Fenster neben dem Treppenhaus, aus dem das Licht kam, war einen Spaltbreit gekippt. Das genügte.

Ich glitt hinein und fand mich in einem spartanisch eingerichteten Raum wieder: ein schmales Bett, über das eine grüne Woldecke gebreitet war, ein Tisch, zwei Stühle, eine Spüle und ein Durchlauferhitzer darüber. Im Spülbecken befanden sich ein paar schmutzige Tassen und Teller. Daneben knisterte eine alte Gasheizung. Die Küche. Gegenüber stand ein großer, alter Kleiderschrank, der hier, wie auch das Bett, ziemlich deplatziert wirkte. Ich wollte gerade in den vorderen Zimmern nachsehen, denn seit ein paar Minuten hörte ich nichts mehr und befürchtete schon, dass der Klavierspieler aufgehört hatte. Doch dann erklang wieder diese Melodie. Sie war jetzt recht

deutlich. Und sie kam nicht aus den vorderen Zimmern. Sie kam aus dem Schrank.

Die Türen waren verschlossen und ich konnte sie nicht öffnen, ohne mich zu materialisieren, aber zum Glück hatten sie ein altes Schlüsselloch, das groß genug war, um hindurchzugelangen.

Im Innern des Kleiderschranks herrschte Leere. Die Hinterwand fehlte. Stattdessen fand ich mich vor einer weiteren Tür, die durch die Mauer dahinter führte. Sie war verschlossen, zum Glück aber so verzogen, dass ich durch einen schmalen Spalt schlüpfen konnte.

Staunend sah ich mich um.

Vor mir breitete sich das Refugium eines Komponisten aus. Der Raum war ungefähr vierzig Quadratmeter groß und rundum schallisoliert. Kein Wunder, dass ich alles gedämpft gehört hatte. In der Mitte stand ein schwarzer Flügel. Auf dem Boden lagen überall Notenblätter verstreut. Und in der Ecke befand sich eine Matratze mit einem zerknautschten Kissen und einer schwarzen Wolldecke.

Ich hatte mit einem Mann oder einer Frau zwischen vierzig und fünfzig gerechnet, aber da saß ein ziemlich junger Typ auf einer Klavierbank hinter den Tasten, studierte die Noten vor sich und sah überhaupt nicht wie ein Komponist aus. Er war ein paar Jahre älter als ich, höchstens Ende zwanzig. Seine etwas längeren dunkelblonden Haare standen, wahrscheinlich mit Haarspray bearbeitet, in alle Richtungen ab. Er trug ein Muskelshirt und eine blaue Röhrenjeans und wirkte eher wie der Sänger einer Rockband. Ich starrte ihn an.

Er begann wieder zu spielen. Dieses geheimnisvolle Stück. Und jetzt, da ich es ungedämpft hören konnte, zog es mich vollends in seinen Bann. Es war unbeschreiblich. Ich wünschte, er würde nicht aufhören zu spielen. Doch wieder kam er ins Stocken, brach ab, aber fing diesmal nicht von vorn an, sondern hieb mit den Fäusten auf die Tastatur, sodass ich einen mörderischen Schreck bekam. Und das war auch gut so. Sonst hätte ich völlig vergessen, dass ich bald wieder sichtbar wurde.

Ohne zu überlegen, klinkte ich mich in seine Gedankenwelt ein und sprach ihn an: *Hör auf damit. So wird es bestimmt nichts!*

Ich agierte einfach, obwohl ich sonst nur auf die innere Zwiesprache von Menschen reagierte. Die Musik schien mich zu verwirren wie eine Droge.

Er hieb als Antwort noch einmal auf die Tasten. Scheinbar hielt er nichts von inneren Stimmen, die einem gut zureden wollten. Die schrillen Töne gingen mir durch Mark und Bein, obwohl ich gar nicht vorhanden war. Das war ein schlechtes Zeichen.

Ich merkte, wie mir die Kontrolle über meine Unsichtbarkeit entglitt. Ich musste raus hier, sofort! Er würde einen Vollschock kriegen, wenn er mich plötzlich auftauchen sah. Und ich eine saftige Abmahnung durch den Rat, vielleicht sogar Realwelt-Verbot. Das durfte nicht passieren. Nicht jetzt. Denn ich war mir sicher, dass ich ihn wieder aufsuchen musste, und zwar bald.

Ich hatte schon öfter einem Musiker oder einer Malerin zur Seite gestanden. Dabei war es nicht meine Aufgabe, dem Kunstwerk selbst auf die Sprünge zu helfen, sondern die inneren Blockaden zu lösen, wegen derer ein Künstler oder eine Künstlerin in der Arbeit stockte. Wenn mir das gelang, ging danach wieder alles wie von selbst. Hier war jemand, der mich brauchte.

Kurz bevor ich durch den schmalen Spalt der Tür entwischte, streifte mein Blick eins der Notenblätter, die auf dem Flügel lagen. Es war mit Bleistift in einer geschwungenen und ausladenden Schrift mit *Tomaso Wieland* überschrieben. Etwa der Tomaso, an den Grete gedacht hatte und ohne den ihre Eltern vielleicht schon tot wären?

Ich schlingerte mit Höchstkonzentration durch das angelehnte Küchenfenster, taumelte an der Hauswand in den Hinterhof hinab und kam halb sichtbar und dadurch etwas unsanft unten auf dem Beton auf. Ein Gefühl von Panik stieg in mir auf. Hatte mich jemand beobachtet? Ich sah mich um und beruhigte mich schnell wieder. Diesen düsteren Hinterhof schien selten jemand zu betreten, vor allem

nicht, wenn es hier so dunkel war, dass ein normaler Mensch seine Hand vor Augen nicht sehen konnte.

Puh, so eine riskante Verwandlung hatte ich lange nicht mehr hingelegt. Ich blieb einige Momente sitzen. Lauschte in die Dunkelheit und versuchte, mich erst mal zu sammeln. Ob er noch einmal spielen würde?

Aus den Momenten wurden Minuten, dann eine Stunde, dann zwei, dann drei – bis es dämmerte.

Über mich und den Hinterhof hatte sich eine dünne Schneedecke gelegt, die jetzt alles freundlicher aussehen ließ. Ich war einfach hiergeblieben und verstand immer noch nicht recht, warum. Dies war der ungemütlichste Ort, den ich mir seit Langem ausgesucht hatte, um nachts in Meditation zu versinken. Er war irgendwie abweisend und anziehend zugleich.

Mein erster Gedanke nach dem »Aufwachen« galt Kira. Es war höchste Zeit, nach Hause zu gehen. Sie wartete bestimmt schon. Ich hoffte, sie hatte nicht wieder irgendetwas angestellt, während ich so ungewöhnlich lange wegblieb.

Ich stand auf, klopfte mir den Schnee von den Sachen, verstaute meine Locken, die jetzt mindestens so wild in alle Richtungen abstehen mussten wie die Haare von Tomaso Wieland, unter meiner Weste und machte mich auf den Weg.

Leider hatte er die ganze Nacht nicht noch einmal gespielt. Wahrscheinlich war meine Einmischung kontraproduktiv gewesen und hatte ihn nur noch mehr blockiert. Gestern war wirklich nicht mein Tag gewesen. Hoffentlich wurde der heutige besser. Ich warf noch einmal einen Blick zum Seitenflügel hinauf in die vierte Etage. Seltsam, dass er sein Klavier komplett einmauerte, obwohl das Haus sowieso fast leer stand. Was hatte das zu bedeuten?

Dann stemmte ich das schwere Holztor, das in die Toreinfahrt des Hauses führt, auf. Dabei flitzte mir aus dem dunklen Hausflur ein

Tier durch die Beine und verschwand im hinteren Teil des Hofes. Ich gab einen leisen Schrei von mir, aber beruhigte mich im selben Moment wieder.

Es war nur eine Katze, die den sich öffnenden Spalt genutzt hatte, um auf den Hinterhof zu gelangen. Mir war ihr völlig durchnässtes rotes Fell aufgefallen und dass ihr ein Auge fehlte. Ihre nassen Pfotenabdrücke im Hausflur führten von der offenen Kellertür nach draußen. Wie es aussah, stand der Keller halb unter Wasser, und sie musste damit in Berührung gekommen sein. Armes Tier. Bestimmt hatte es kein Zuhause. Hoffentlich würde es da draußen jetzt nicht erfrieren.

## 5. Kapitel

Als ich die Tür aufschloss und meine Küche betrat, ging gerade die Sonne unter und vergoldete alles mit ihren warmen Strahlen. Hier waren es wieder Blüten, die ich mir von der Weste schüttelte, und kein Schnee. Ich lief die Wendeltreppe hinauf und spähte im Vorbeigehen in Kiras Zimmer. Sie war nicht zu Hause.

Zuerst wollte ich die Wintersachen loswerden und in ein leichtes Kleid schlüpfen. Ich suchte das hellblaue mit den aufgenähten winzigen Perlen aus. Es bestand aus drei hauchdünnen Schichten, hatte schlichte Träger und reichte mir bis zu den Knien. Sofort fühlte ich mich besser.

Ich war erleichtert, wieder hier zu sein. Nun musste ich nur noch das Gespräch mit Kira hinter mich bringen und dann konnte ich mich entspannen und ein bisschen an meinem Projekt schreiben.

Ich ging wieder hinunter und nahm die Marmelade mit, die ich in Berlin gekauft hatte. Das war mir noch nie passiert, dass ich die reale

Welt besucht hatte und nur mit einem Glas Marmelade zurückgekehrt war. Kira würde sicher Hunger haben, wenn sie von der Akademie nach Hause kam. Ich beschloss, gleich heute Eierkuchen zu backen.

Die letzten drei Eierkuchen brutzelten in der Pfanne, als Kira zur Tür hereinstürmte.

»Hi, Neve ... Du bist zurück!«, rief sie. Sofort standen ihre großen Erwartungen fast sichtbar im Raum. Sie setzte sich an den Tisch und sah mich an.

Ohne nachzudenken, nahm ich einen Schluck Malzkaffee und erschrak über das ungewohnte Gefühl in der Magengegend. Es war Jahre her, dass ich das letzte Mal etwas getrunken oder gegessen hatte. Ruckartig stellte ich die Tasse zurück auf den Tisch, stand auf und holte zwei Teller aus dem Schrank.

»Neve ...«, drängelte Kira.

»Ich hab ihn gesehen, ja ...«, beantwortete ich als Erstes ihre dringendste Frage. Und dann erzählte ich, wie ich Tim an Jonnys Kartoffelecken-Bude aufgespürt hatte und ihm zu Luisa gefolgt war. Dabei begann ich, einen Eierkuchen mit Marmelade in mich hineinzustopfen, und bemerkte es erst, als Kira mich mit großen Augen anstarrte.

»Sag mal, du isst ja was!«

Meine Güte, ja! Aber ich spürte weder die Wärme noch schmeckte ich etwas. Verwirrt erklärte ich, dass ich bei Eierkuchen manchmal nicht widerstehen konnte, weil meine Oma sie oft für mich gemacht hatte, und registrierte im gleichen Moment, wie ich vor Kira zum ersten Mal meine Oma erwähnte. Sie machte noch größere Augen. Ich erzählte nämlich sonst nie aus meiner Vergangenheit. Sie sollte ruhen, da wo sie hingehörte, weil es mir so am besten ging.

Den Rest des Eierkuchens rührte ich nicht an. Mein Bauch schien sich in einen Stein zu verwandeln. Ich schluckte. Das passierte alles nur, weil ich kurz davor war, Kira eine kleine Notlüge aufzutischen. Ich brachte es schnell hinter mich, erwähnte die Umarmung von Lui-

sa und Tim bei der Begrüßung, dass sie auch Eierkuchen zusammen gegessen hatten und dass ich mich verzogen hatte, als Luisa Tims Hand nahm ...

So, das musste reichen. Das war alles nicht gelogen, nur eben so erzählt, dass Kira es auch gegen sich deuten konnte.

Und das tat sie. In ihrer typisch temperamentvollen Art. Sie sprang auf und brachte sich in Angriffshaltung.

»Haben sie sich geküsst? Sag mir ruhig alles.«

»Das weiß ich nicht. So lange bin ich nicht geblieben. Ich bleibe doch nicht im Zimmer, wenn ... Na, du weißt schon ...«

Oje, das war viel zu hart rübergekommen. Gleich würde Kira überkochen. Aber ich konnte mich nicht mehr darauf konzentrieren, weil mir immer komischer wurde. Ich sah verschwommen und wusste nicht, ob da Tränen in Kiras Gesicht auftauchten oder meine Wahrnehmung verrücktspielte.

»Vergiss ihn am besten«, hörte ich mich wie aus weiter Ferne sagen. Dann fing alles an, sich zu drehen. Sämtliche Bilder der letzten Stunden tauchten vor mir auf: Tim, die Marmelade, Jonny von der Frittenbude, Noten, Grete, Tomaso Wieland, die nasse Katze, das finstere Haus. Alles drehte sich in immer wilderen Kreisen, als würde es mich einsaugen wollen. Ich registrierte, wie Kira aus der Küche stürmte und das Haus verließ, und war unendlich froh darüber, allein zu sein. Kira sollte nichts mitbekommen von meinem Zustand.

Wahrscheinlich würde sie draußen ihrer Wut Luft machen. Ich konnte nur hoffen, dass es keine Ausmaße annahm, die auffallen würden. Aber ich konnte mich jetzt nicht darum kümmern.

Ich stand auf und fiel auf den Küchenboden. Unter größten Anstrengungen kroch ich bis zur Treppe, weil mir so schwindelig war, dass ich nicht aufrecht laufen konnte. Gebückt stolperte ich die Wendeltreppe hinauf und schaffte es bis in mein Zimmer. Auf meiner Meditationsmatte sackte ich zusammen.

Weiter waberten konfuse Bilder um mich herum, wie ein Film, der

zu langsam ablief, sodass man jedes Bild einzeln wahrnahm. Doch sie passten alle nicht aneinander: Marmelade kleckerte von einem schwarzen Flügel, in Gretes Küche purzelten Fritten aus dem Oberschrank, unzählige Katzen flitzten aus dem Keller, durch den Hinterhof plätscherte ein Bach, dann rieselten Blüten von der armseligen Birke herab und in der magischen Welt fiel Schnee. Dazu hörte ich Donnergrollen, dann Regen prasseln, dann heulte der Wind, und zwischendrin erklangen Fetzen von Klaviermusik, die irgendwann wieder abbrachen oder ins Dissonante kippten.

Ich wusste nicht, wie lange der Zustand anhielt. Meinen Körper spürte ich nicht. Ich war zwischendrin unsicher über meine Identität, sah das Hellblau meines Kleides und überlegte, ob ich ein Stück Himmel, ein blauer Kristall oder einfach ein Fetzen Seidenstoff war. Die ganze Zeit hatte ich furchtbare Angst, Todesangst. Musste ich jetzt sterben?

Aber in der magischen Welt starben Menschen doch erst, wenn sie sehr alt waren und sie das sichere Gefühl empfanden, all ihre Aufgaben seien erfüllt! Oder gab es vielleicht Ausnahmen? Menschen wie mich, die schon halb keine Menschen mehr waren? Dabei lag es gerade an meiner Angst vor dem Tod, dass ich mich ganz in die magische Welt zurückgezogen und so weit wie möglich von meinen menschlichen Bedürfnissen entfernt hatte. Wurde mir das nun zum Verhängnis? Ich zitterte, spürte, wie ich panisch wurde und sich dadurch alles noch schneller um mich drehte.

Irgendwann war der Spuk vorbei. Ich lag still da, die Augen geschlossen, während sich in mir und um mich eine wohlige Dunkelheit ausbreitete. Ich hatte jegliches Gefühl für die Zeit verloren. Draußen war es ebenfalls stockdunkel. Im Haus herrschte Stille. Ich spürte, dass Kira nicht da war, und war immer noch froh darüber, auch wenn ich mir gleichzeitig Sorgen machte. Aber so hatte sie mich wenigstens nicht in diesem unmöglichen Zustand gefunden, jemanden vom Rat

verständlich und mein Problem vielleicht zu einem größeren Thema gemacht.

Vorsichtig erhob ich mich und streckte die Glieder. Der Schwindel kam nicht wieder. Ich knipste die kleine Lampe neben dem Spiegel an und sah mir ins Gesicht. Ich hatte leichte Schatten unter den Augen, aber sonst schien wieder alles in Ordnung zu sein. Das Ganze musste von dem Eierkuchen herrühren. Daran bestand kein Zweifel. Ich band meine Haare zu einem Zopf zusammen und ging vorsichtig die Treppe nach unten. Meine Beine gehorchten mir wieder.

Auf dem Küchentisch standen die Reste unseres Essens, das wir beide so abrupt beendet hatten. Auf meinem Teller lag noch ein halber Eierkuchen. Die Marmelade dazu hatte ich nicht angerührt. So viel hatte ich also gar nicht gegessen. Der noch fast volle Malzkaffee war jetzt kalt. Ich schüttete die Essensreste in den Mülleimer und beschloss, Kira zu suchen. Irgendetwas musste passiert sein.

Immerhin rührte sich draußen kein Lüftchen. Das war schon mal ein gutes Zeichen. Sie hatte kein Chaos mit dem Wetter angestellt, so wie beim letzten Mal.

Es war eine Regel in der magischen Welt, dass man sich trotz besonderer Fähigkeiten normal verhielt und sie nur einsetzte, wenn es nötig war. Auch wenn das so war, musste ich wissen, ob meine magischen Fähigkeiten noch intakt waren. Ich erhob mich in die Luft, flog ein bisschen durch den Wald und versuchte, mich aufzulösen. Zum Glück funktionierte alles wie gewohnt und niemand erwischte mich dabei. Ich hatte also keinen größeren Schaden genommen.

Ich suchte am magischen See nach Kira, sah im Akademiecafé nach und dann an Kiras persönlichem Ort, dem glitzernden Miniaturdom von Orvieto. Aber ich konnte sie nirgends finden.

Am Horizont zeigte sich das erste Violett des nahenden Morgens. Schnell verwandelte es sich in ein zartes Rosa. Dann tauchte die Sonne wie eine rote Blume aus dem Wasser des magischen Sees auf und

die Blüten begannen zu klingen, während sie anfangen, sich von den Ästen zu lösen und die Luft zu verzaubern.

Verdammt! Wo steckte Kira nur? Die Schuld würde auf mich zurückfallen. Ich hatte sie schließlich so aufgebracht. Und dann hatte ich sie auch noch aus den Augen gelassen.

Ich beschloss, nach Hause zurückzukehren, in der Hoffnung, dass sie inzwischen aufgetaucht war. Wenn nicht, dann musste ich ihr Verschwinden dem Rat melden.

In dem Moment vernahm ich unweit von mir Schritte. Das war Kira! Sie ging den Waldweg hinauf zu unserem Haus, als wenn nichts wäre. Puh, fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich straffte mich, fest entschlossen, so unbekümmert wie möglich zu erscheinen, und lief ihr hinterher.

»Hey!«, rief ich ungefähr dreimal. Endlich drehte sie sich um.

»Ich war bei Leo ...«, verkündete sie trotzig.

Na toll! Ich hatte sie also von Tim fortgerissen und geradewegs in Leos Arme getrieben.

»Mensch, Kira, es tut mir alles so leid ... Es ist doch gar nicht sicher, ob Luisa und Tim zusammen sind.«

Nach dem Satz fühlte ich mich sofort besser, aber Kira machte eine wegwerfende Geste: »Es ist mir egal. Es war nur eine dumme Verliebtheit, die nicht mehr in mein Leben passt.« Sie öffnete die Tür zum Turmhaus und ging in die Küche.

Ich hatte erreicht, was ich wollte: dass sie Tim und die Realwelt endlich wegschob. Aber dass sie sich dafür Leo als Ersatz suchte, war auch nicht besser. Außerdem war nicht zu überhören, dass sie sauer auf mich war.

»Bei Leo? Warum ausgerechnet bei dem?«

Kira nahm sich eine Tüte Schokomilch aus dem Kühlschrank, steckte einen Strohhalm hinein, setzte sich an den Küchentisch und trank sie aus.

»Weiß nicht, einfach so. Um hier anzukommen.«

Ich setzte mich auf den Stuhl neben sie.

»Na, hoffentlich bricht er dir nicht das Herz.«

Kira verzog das Gesicht. Ich spürte, was sie dachte: dass ich ihr beide Männer nicht gönnen würde.

Sie stand wieder auf und sagte: »Ich muss los!«

Überrascht sah ich zu ihr auf. »Wohin denn? Heute ist Samstag!«

»Strafarbeit. Ich muss mir ein paar vernünftige Klamotten überziehen und dann Häuser streichen. Ich hab ein bisschen randaliert gestern am See.«

Ich erfuhr, dass das Donnerrollen, der prasselnde Regen und das Heulen des Windes – meine akustischen Halluzinationen in der vergangenen Nacht – nicht unreal gewesen waren. Kira hatte mit ihren Talenten verrücktgespielt, heftig mit den Sandmassen am See herumgetobt, und am Ende war Ranja – sie vertrat im magischen Rat das Element Feuer – herangezischt und hatte ihr Einhalt geboten. Sie hatte die Sache jedoch nicht beim Rat an die große Glocke gehängt. Dafür mussten Kira und Leo zur Strafe das ganze Wochenende zwei Wohnhäuser im Tal unten neu streichen.

Den ganzen Tag versuchte ich, mich auf mein Schreiben zum Thema magische Blasen der Welt zu konzentrieren, aber es gelang mir kaum. Immer wieder gingen mir die Bilder meiner Halluzinationen durch den Kopf. Ich dachte an Tomaso Wieland und dann gleich wieder an Leo und dass er nicht der Richtige für Kira war. In meinem Kopf schien sich alles zu vermischen und ich brachte keine einzige Zeile auf das Papier.

Als Kira abends nach einem langen Arbeitstag erschöpft im Bett lag, sah ich durch das Küchenfenster Leo den Weg zu uns heraufkommen.

»N'Abend, ich will zu Kira«, begrüßte er mich und wollte an mir vorbei in die Küche gehen.

Ich wich nicht zur Seite. »Die schläft schon.«

»Quatsch, jetzt schon?«

Ich antwortete nicht. Vielleicht schlief sie, vielleicht nicht. Aber sie sollte sich ausruhen. Mehr noch, ich hatte kein gutes Gefühl dabei, die beiden hier allein zu lassen.

»Na denn ...«

Ich sah ihm an, dass er mir nicht glaubte. Vielleicht brannte noch Licht oben bei ihr. Aber er wandte sich ab, hob dabei die Hand, was mehr aussah wie ein Abwinken als ein Gruß, und ging.

Ich schloss die Tür und wartete eine Weile, bis ich sicher war, dass Kira wirklich schlief. Ich wollte keine Fragen beantworten und ich wollte nichts genau erklären. Dann hinterließ ich ihr eine Nachricht in der Küche, dass ich in der Realwelt zu tun hatte, und machte mich auf den Weg. Den ganzen Tag hatte ich Tomasos unfertiges Stück vor mich hin gesummt.

## 6. Kapitel

In der Stadt herrschte Sonntagsstimmung. Die Glocken der nahe gelegenen Kirche läuteten. Es war kurz nach elf Uhr. Das Haus am Wetterplatz wirkte heute bei Tageslicht und mit Sonnenschein um einiges freundlicher.

Grete schlief noch. Ihre Mutter döste auf dem Sofa, auf dem Schoß ein aufgeschlagenes Buch. Ihr Vater war nicht zu Hause. Ich sah mich ein wenig in Gretes Zimmer um. Da lag ein Hausaufgabenheft. Es verrät, dass sie in die zehnte Klasse ging, an das gleiche Gymnasium wie Kira, bevor sie zu uns gekommen war. Und dass sie sechzehn Jahre alt war. Ihren Geburtstag im Mai hatte sie bunt ausgemalt. Wenn ich nachrechnete, war sie einmal sitzen geblieben.

Sie besaß ein sehr altes Handy, das ausgeschaltet neben ihr auf dem

Bett lag. Ich studierte den kleinen Stapel Bücher auf dem Regalbrett an der Wand. *Flucht in die Wolken* von Sibylle Muthesius, *Paula* von Isabel Allende, *1984* von George Orwell, *Hunger* von Knut Hamsun, *In die Wildnis* von Jon Krakauer, *Der letzte Regen* von Antonia Michaelis. Eigentlich war nichts dabei, was Jugendliche ihres Alters sonst so lasen.

Ich hockte mich dicht neben das Bett und stimmte mich auf Grete ein. Sie träumte gerade nichts, schlief ruhig und fest, aber ich spürte, dass sie einsam war und voller großer Sehnsüchte. Wahrscheinlich war sie bis tief in die Nacht auf gewesen. Also würde ich später noch einmal wiederkommen.

Gerade als ich im Hausflur eine Pause einlegen und Gestalt annehmen wollte, hörte ich oben Tomasos Wohnungstür. Einige Augenblicke später sprang er an mir vorbei die Treppen herunter, bekleidet mit einer dunklen Jeans, schweren Wanderstiefeln, einem schwarzen Shirt, dessen Kapuze er sich tief in die Stirn gezogen hatte, und einer gefütterten Weste aus braunem Wildleder. Erst jetzt fiel mir auf, dass er mindestens einen Kopf größer war als ich. Ich überlegte nicht lange und folgte ihm.

Tomaso Wieland lief gemächlich, aber er spazierte nicht, was bedeutete, dass er ein bestimmtes Ziel hatte. Er bog in die nächste größere Straße ein, ging eine Weile geradeaus, überquerte die Danziger und die Straßenbahnschienen in ihrer Mitte, lief die Kollwitzstraße entlang und wandte sich nach links in die Wörther Straße. Ich versuchte, seine Stimmung zu erfassen. Da war nichts Negatives, aber auch keine Euphorie, eine gewisse Leere im Kopf. Er funktionierte einfach nur, so wie diese Leute, die zu ihrer monotonen Arbeit gingen. War es das?

Ich spürte, dass ich meinen Zustand nicht länger beibehalten konnte. Ich brauchte dringend eine Pause, aber ich wollte auch wissen, wohin er unterwegs war. Ich ließ ihm einen kleinen Vorsprung, prüfte, ob mich jemand beobachtete, begab mich für ein paar Augenblicke

in die Nische eines Hauseingangs und wurde sichtbar. Dann trat ich wieder hervor ... und konnte ihn nicht mehr sehen.

Wo war er so schnell hin? Ich eilte zur nächsten Straßenecke. Ah, da lief er ja, er war nach rechts abgelenkt. Ich folgte ihm in größerem Abstand. Am Ende der Straße kam der Wasserturm in Sicht und wir kamen an dem Haus vorbei, in dem Kiras Eltern wohnten.

Hinter dem Hügel, der sich neben dem Wasserturm befand, bog Tomaso noch einmal ab. Wo wollte er nur hin? Zur Straßenbahn oder U-Bahn jedenfalls nicht. Dann steuerte er auf den Eingang eines Hauses zu, eine Eckkneipe. Sie lag im Souterrain und war geschlossen.

Tomaso zog ein Schlüsselbund aus der Tasche und schloss auf. Ich blieb ebenfalls stehen und tat so, als wenn ich etwas in meiner Tasche suchte. Er verschwand in der Kneipe und ich hörte, wie er hinter sich wieder abschloss. Gehörte ihm dieser Laden etwa? Arbeitete er dort? Aber er war doch Musiker. Vielleicht war er auch noch Student und am Wochenende verdiente er sich sein Geld in der Kneipe. Allerdings, wie ein Student wirkte er nicht auf mich. Dann war er vielleicht doch der Besitzer. Aber dafür wohnte er viel zu ärmlich am Wetterplatz, auch wenn die Wohnung groß war. Seltsam, ich konnte mir kein rechtes Bild machen.

Ich wartete einen Moment, dann spazierte ich langsam an der Kneipe vorbei. Über der Eingangstür stand mit Farbe auf den Putz geschrieben: *Absturz*. Ein Name wie aus alten Zeiten, als die Gegend um den Kollwitzplatz noch nicht mit wohlhabenden Menschen aus Süddeutschland oder England besiedelt war, sondern Hausbesetzern, Künstlern und Studenten gehört hatte. Der Schriftzug war verblasst, er stammte sicher noch aus dieser Zeit. Nur, Tomaso war zu jung dafür.

Die Fensterscheiben spiegelten zu sehr, ich konnte vom Innenraum nichts erkennen, während Tomaso mich mit Sicherheit vorbeilaufen sah, falls er nach draußen schaute. Es half nichts, ich musste warten, bis ich mich auf Engel-Art einschleichen konnte.

Ich entschied mich, zunächst ein bisschen einkaufen zu gehen. Das

Einkaufszentrum am Alexanderplatz hatte heute verkaufsoffenen Sonntag. Was meine Liebe zum Shoppen anging, war ich immerhin eins der normalsten Mädchen der Welt.

Ich schaute kurz in der Staatsbibliothek vorbei, um mir *Welt hinter der Welt* einfach auszuleihen. Niemand würde es merken, wenn es ein paar Tage fehlte. Erstaunt stellte ich jedoch fest, dass es nicht an seinem Platz stand. Das Buch war verliehen, zum ersten Mal in zweihundert Jahren.

Erst am Abend kehrte ich zurück ins *Absturz*. Ich schlüpfte ungesehen mit hinein, als zwei junge Frauen die Tür öffneten.

Ich blieb mitten im Raum stehen und sah mich um. Die Einrichtung bestand aus diversen alten Holzstühlen und Tischen, auf denen jeweils eine Kerze brannte. Die Theke aus Holz hatte bestimmt schon mehrere Jahrzehnte auf dem Buckel. In der hinteren Ecke befand sich ein braunes Klavier mit Löwenbeinen, ein schönes Stück, aber lange nicht so wertvoll wie der Flügel, den Tomaso zu Hause versteckt hielt. Die Kneipe hatte eine gemütliche Atmosphäre.

Hinter der Theke wusch Tomaso Gläser im Spülbecken. »Noch zwei Große, Tom«, rief jemand von einem Tisch am Fenster.

Tomaso nickte, stellte zwei Krüge vor dem Zapfhahn ab und bewegte sie darunter hin und her, bis beide Biere eine perfekte Schaumkrone hatten.

Ein Gast, der auf einem Barhocker am Tresen saß, schob ihm ein Schnapsglas hin. »Noch einen, Tomaso ... bidde.« Erst jetzt erkannte ich, dass es sich um Gretes Vater handelte. Er hatte ein Notizbuch vor sich liegen, auf dem er sich mit dem Ellbogen abstützte.

»Hör auf, mich so zu nennen«, zischte Tomaso.

»Schon gut. Schon gut.«

Er mochte die Langversion seines Namens also nicht.

»Das wäre der Vierte und es ist noch nicht mal sechs.« Toms Blick war streng.

»Das gehdisch nix an«, antwortete Gretes Vater. Er hatte seine Stimme bereits nicht mehr richtig unter Kontrolle.

»Du gehst jetzt nach Hause und schreibst weiter. Hast du mich verstanden, Viktor?«

»Das gehdisch nix an.«

Tom spülte das Schnapsglas, holte ein Saftglas aus dem Schrank, füllte es mit Wasser aus dem Hahn und stellte es Viktor hin. Seine Bewegungen waren sehr routiniert. Er schien die Arbeit hinter der Theke gewöhnt zu sein. Man kannte ihn hier. Auch wenn ihm der Laden vielleicht nicht gehörte, war er zumindest der Chef. Und er wirkte irgendwie cool, die Art von Mann, mit deren Innenleben ich mich sonst weniger beschäftigte, weil sie mich einschüchterten.

Auf einmal existierten von Tom zwei Bilder in meinem Kopf: Tomaso, der Komponist, sensibel, in sich gekehrt, und Tom, der Barkeeper mit dem intensiven Blick, der keinen Widerspruch duldete. Wäre ich an Viktors Stelle gewesen, ich hätte sofort getan, was er sagte. Doch Viktor schubste das Glas weg, sodass es fast umfiel und etwas Flüssigkeit rausschwappte.

Blitzschnell griff Tom nach Viktors Kragen und zog ihn über die Theke zu sich heran. Dann sagte er leise, fast in väterlichem Ton: »Das reicht. Du gehst jetzt. Sonst fliegst du nicht nur aus meinem Laden hier, sondern auch aus meinem Haus.«

»Is nich dein Laden«, antwortete Viktor bockig, nahm aber das Notizbuch, rutschte ungenlenk vom Hocker, bückte sich nach dem Kugelschreiber, der aus dem Buch gefallen war, und machte sich auf den Weg nach draußen.

Es war also nicht sein Laden, aber sein Haus? Tom sollte der Besitzer von Wetterplatz 8 sein? Das kam mir ziemlich unwahrscheinlich vor.

Auf einmal hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden, und wandte meinen Blick zur Seite. Da saß ein großer, kräftiger Typ in einem grauen Rollkragenpullover aus grober Wolle. Seine schwarzen Locken

hatte er zu einem Pferdeschwanz gebunden. Vor ihm lagen drei Bücher, eines davon hielt er vor sich aufgeschlagen. Aber er las nicht darin, sondern schien mich mit seinen dunklen Augen anzustarren.

Ich tat unwillkürlich ein paar Schritte zur Seite, Richtung Tür, bereit zur Flucht – und stellte fest, dass sein Blick mir nicht folgte. Er sah zur anderen Seite des Raumes. Dort hing ein großes Ölgemälde mit einer Ostseelandschaft; Dünen, Dünengras, ein grauer Himmel und darunter blaue Wellen, die auf dem Sand ausliefen. Ich hatte wohl nur in seiner Blickachse gestanden und war erleichtert. Warum glaubte ich in letzter Zeit immer, man könnte mich sehen?

Die reale Welt machte mich neuerdings nervös. Mit Kira hatte das angefangen. Sie war eben ein außergewöhnlicher Fall. Trotzdem beschloss ich, Grete noch einmal aufzusuchen. Und, okay, ich wollte Tom wieder spielen hören, auch wenn ich bis Mitternacht warten müsste.

In der magischen Welt fing gerade erst der Tag an. Kira war mit ihrer Strafarbeit beschäftigt. Mir blieb also Zeit bis zum frühen Berliner Morgen. Aber zuallererst musste ich mich, wie immer, ein wenig ausruhen und meine Einkäufe vorübergehend unterbringen. Obst, Gemüse, Spaghetti, Eier, endlich die neuen Shirts für Kira und für mich ein wirklich süßes Kleid. Es war rot, was mich selbst erstaunte. Normalerweise kaufte ich nie Rot. Rot war nicht die Farbe eines Engels.

## 7. Kapitel

Das romantische Eisenbett auf dem Dachboden war unberührt. Ich schob meine Einkaufsstützen darunter und betrachtete die Reflexionen der Abendsonne vom Fenster gegenüber, die auf die Decke kleine

Lichtflecken malte. Gerade als ich mich setzen wollte, hörte ich Schritte im Treppenhaus. Jemand kam hierher nach oben.

Ich schaffte es rechtzeitig, mich zu verwandeln. Schon schob Grete die Tür zum Dachboden auf und kam mit schlurfendem Schritt auf das Bett zu, als würde sie die gesamte Last der Welt hinter sich herziehen. Sie hob den Bettüberwurf an, legte sich darunter und sah aus dem Fenster. Ein paar Minuten lag sie regungslos da. Dann schlüpfte sie auch unter die alte Steppdecke, zog sich die Kapuze ihrer Weste über den Kopf und die Decken bis unters Kinn. Für einen Menschen war es ziemlich kalt hier oben. Das Thermometer zeigte draußen nur knapp über null Grad an.

Vom Eingang her würde man meine Einkaufstüten jetzt sehen können, weil der Überwurf sie nicht mehr verbarg. Aber es war unwahrscheinlich, dass noch jemand außer Grete den Dachboden betrat.

Ich trat auf sie zu, hockte mich an ihr Kopfende, während sie mit dem Gesicht abgewandt von mir lag, und versuchte, ihren Gedanken zu lauschen. Aber ihr Innerstes schien sich in Granit verwandelt zu haben. Ich fand keinen Zugang zu ihrer Gedankenwelt. Sie lag einfach nur da und starrte aus dem Fenster, bis sie mit blassen Lippen und zitternd vor Kälte den Dachboden wieder verließ.

Es war kurz nach Mitternacht, als Tom nach Hause kam, und ich hatte Glück. Zuerst hörte ich von meinem stillen Platz auf dem Dachboden die Wohnungstür, einige Minuten später das Knarren der Türen des alten Kleiderschranks. Er war auf dem Weg in sein geheimes Zimmer. Dann klang Klaviermusik herauf. Nicht seine eigene Komposition, sondern einige Präludien von Bach.

Ich machte mich auf den Weg. Diesmal war das Küchenfenster verschlossen, aber das stellte kein Problem dar. Die Wohnungstür besaß einen Briefschlitz, durch den ich bequem hineingelangen konnte.

Ich setzte mich auf die Matratze in der Ecke. Von hier aus sah ich Tomaso seitlich am Flügel sitzen und hatte einen Blick auf die Tasten,

die Notenblätter und sein Profil. Seine Nase konnte man aristokratisch nennen, mit einem Huckel an der Nasenwurzel, aber von da an scharf geschnitten und gerade. Tom, der Barkeeper, schien völlig verschwunden, als wäre er immer noch hinter seinem Tresen und würde Biergläser spülen, während Tomaso hier saß und Klavier spielte – zwei unterschiedliche Menschen.

Ich erhob mich wieder, schlenderte ein wenig durch den Raum und sah mir die Notenblätter näher an, die überall auf dem Boden lagen. Es waren immer neue Variationen des gleichen Stücks. An der Stelle, wo er nicht weiterkam, befanden sich wütende Streichungen. Ob es sein erster Versuch war, etwas zu komponieren?

Tomaso spielte die ersten Takte seiner eigenen Komposition. Ich stand dicht hinter ihm. Die Musik durchdrang wie ein Rieseln meinen ganzen Körper, den ich spürte, obwohl er sich aufgelöst hatte. Sein Haarschopf bewegte sich leicht vor mir. Er spielte nicht nur mit den Händen, sondern mit seinem ganzen Körper. Am liebsten hätte ich ihm über das Haar gestrichen, damit die Takte aus ihm flossen, so wie sie sein sollten, ohne die Unterbrechung an der Stelle, wo er nicht weiterkam. Ich erschrak über dieses Bedürfnis. Noch nie hatte ich jemanden anfassen wollen, nur weil er gute Musik machte.

Und dann brach er an der leidigen Stelle ab, schloss abrupt den Deckel des Flügels und rief laut: »Es macht einfach keinen Sinn!«

Seine aufkommende Wut ging wie eine Welle von ihm aus, sodass ich einige Zentimeter zurückwich. Mit der Welle kam der nächste Satz, den er zu sich selbst sprach: *Was willst du? Du bist ein Barkeeper und gut ist!*

Sein Satz gab mir die Gelegenheit, ein inneres Zwiegespräch mit ihm zu beginnen: *Tom ist ein Barkeeper, aber du, Tomaso, bist durch und durch ein Komponist.*

*Hör auf, dir so einen Blödsinn vorzumachen, werde endlich erwachsen. Frag deinen Vater, der weiß, was du kannst und was du nicht kannst. Außerdem ist Tomaso ein bekloppter Name. Der Name eines reichen Weicheis.*

Tom stand so heftig auf, dass die Klavierbank umkippte.

Okay, das klang eindeutig. Hinter Blockaden steckten oft andere Menschen, die sich im Inneren meiner Schützlinge zu Riesen aufgebläht hatten. Natürlich war dieser Vater im Unrecht. Das lag auf der Hand.

*Dein Vater hat keine Ahnung*, konterte ich.

*Natürlich hat er keine Ahnung!*, brauste Tom auf.

Sein gesundes Selbstbewusstsein meldete sich, es war ein wenig verschüttet, aber es war vorhanden. Das war ein gutes Zeichen und hieß, ich konnte ihn auch härter anfassen, wenn es sein musste.

*Dann mach weiter!*

*Es geht nicht weiter. Es geht einfach nicht weiter!*

*Du bist nicht der Erste, der in einem Schaffensprozess so eine Phase durchmacht.*

*Ach, halt doch die Klappe.* Tom hob ein paar Notenblätter vom Fußboden auf und zerriss sie.

*Findest du nicht, dass du vor dich hin wütest, als wärst du im Kindergarten?*, versuchte ich es weiter.

Auf diese Frage kam jedoch keine Antwort. Ich spürte, wie Tom dichtmachte und sich gegen die innere Zwiesprache verwehrte. Meistens konnten Menschen nicht verhindern, trotzdem in sich hineinzuhören, wenn ich ihnen etwas zu sagen hatte. Doch Tom gelang es und das versetzte mich in Erstaunen. Er war jemand, der ungewöhnlich starke Schutzmechanismen aufgebaut hatte. Sein Vater hatte vermutlich ernsthaft seine Identität bedroht oder bedrohte sie immer noch.

Tom schmiss sich auf seine Matratze und vergrub sein Gesicht in einem Kissen. Es ging eigentlich nur um ein kleines Musikstück, aber es schien ihm ungeheuer wichtig zu sein. Ich hätte zu gern die Klavierbank aufgehoben. Es störte mich, wie sie da wie eine Kapitulation herumlag.

Ich hoffte, dass Tom die Anfänge seines Werks noch woanders no-

tiert oder wenigstens im Kopf aufbewahrt hatte. Denn was auf dem Boden lag, hatte er inzwischen in Hunderte Schnipsel verwandelt. Ich versuchte noch einmal, Zugang zu seinen Gedanken zu finden, aber ich prallte ab wie an einer meterdicken Tresortür. Er lag reglos da, als wäre er in eine Art Starre gefallen. Und ich musste gehen, es war Zeit.

Ich kam in dieser Nacht noch fünfmal wieder.

Beim ersten Mal schaute ich mir den Rest seiner Wohnung an. Er bewohnte alle drei der vorderen Zimmer, falls man das »bewohnen« nennen konnte. Denn die Kachelöfen schienen ewig nicht mehr befeuert worden zu sein und die Zimmer waren fast leer, der Lack auf dem Parkett war komplett abgetreten. In jedem Zimmer stand höchstens ein Gegenstand: im ersten ein altes Sofa, im zweiten ein Schaukelstuhl und im dritten Zimmer befand sich ein massives Bett, das jedoch nicht so aussah, als würde Tom darin schlafen. Das Mobiliar hatte diese Wohnung bestimmt seit hundert Jahren nicht verlassen. Was mich erstaunte, waren die vielen Pflanzen, Zimmerpalmen und Kakteen. Sie waren die eigentlichen Bewohner der Räume, und Tom schien sie mit Hingabe zu pflegen.

Auch als ich das zweite Mal um drei Uhr nachts wiederkam, dann das dritte Mal früh um fünf Uhr, vormittags um neun und später um elf, lag Tom wie gehabt auf seiner Matratze. Ich versuchte, ihn über einen Traum zu erreichen. Meist war das der wirkungsvollste Weg, an Menschen mit undurchdringlichem Schutzschild heranzukommen. Hier versagte ihre Abwehr. Man konnte ihnen einen schönen Traum spinnen, in dem sich ihr größter Wunsch erfüllte. Das gab ihnen oft Kraft und tat manchmal sogar Wunder.

Doch auch das funktionierte nicht. Tom träumte einfach nichts. Die Weiten seiner bewussten und unbewussten Welt blieben mir verschlossen wie undurchdringliche Dunkelheit. Es half nichts, ich musste endlich zurück nach Hause. In der magischen Welt würde es inzwischen Mitternacht sein.